

Das

Pfennig-Magazin

der Gesellschaft

zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse

Zehnter Band.

Das

Pfennig - Magazin

der

Gesellschaft

zur

Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

Zehnter Band.

Nr. 457—509.

Leipzig,

In der Expedition des Pfennig-Magazins.

(F. A. Brockhaus.)

1842.

Das Pfennig-Magazin

für
Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

460.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Januar 22, 1842.

Gottfried August Bürger.



Gottfried August Bürger wurde in den ersten Stunden des Jahres 1748 zu Wolmersmende bei Halberstadt geboren. Zum Knaben herangewachsen, zeigte er noch keineswegs Spuren von Dem, was er einst werden sollte. Man hielt ihn allgemein für einen ziemlich beschränkten Kopf, und selbst seine Ältern versprachen sich nichts Gutes von ihm. In der That legte er auch nicht die geringste Lernbegierde an den Tag, und wenn es auch übertrieben ist, was man behauptet hat, daß er in seinem zehnten Jahre kaum fertig habe schreiben und lesen können, so ist es doch gewiß, daß er seinen Altersgenossen an Kenntnissen bedeutend nachstand. In der Schule aufmerksam zu sein war gar nicht seine Sache; dagegen liebte er es, auf Wiesen und Feldern einsam umherzustrreifen oder unter dem Schatten eines Baumes hingestreckt seinen Träumereien sich hinzugeben, in die er sich nicht selten so sehr vertiefte, daß er erst spät in der Nacht nach Hause zurückkehrte. Wo andere Kinder Furcht und Grausen empfinden, da weilte er

gerade am liebsten; bei Mondschein im schauerlich rauschenden Haine zu wandeln war sein größtes Vergnügen. Natürlich konnte er unter solchen Umständen nur langsame Fortschritte machen, und er würde noch weiter zurückgeblieben sein, wenn er nicht von Natur ausgezeichnete geistige Fähigkeiten besessen hätte, die freilich erst später in ihrem vollen Glanze sich entfalteten. Zu ihnen gehörte namentlich ein überaus glückliches Gedächtniß. Mit leichter Mühe behielt er ganze Abschnitte aus den Psalmen, den Propheten und aus der Offenbarung Johannis, in welcher letztern er vorzüglich gern las, weil sie seine Phantasie lebhaft erregte. Viele Kirchenlieder wußte er von Wort zu Wort auswendig, und wahrscheinlich waren sie es, welche sein Dichtergenie zunächst weckten und bildeten, denn schon um diese Zeit machte er zuweilen Verse, deren größtes Verdienst, was er selbst später mehrmals versicherte, darin bestand, daß sie vollkommen richtig waren. Ohne die Sylben mühsam an den Fingern abzuzählen, gebrauchte er deren

nur eine zu viel obet zu wenig; nie setzte er eine lange für eine kurze oder umgekehrt, höchst selten wendete er unreine oder falsche Reime an. Vor allen diesen Fehlgriffen bewahrte ihn ein gewisses Gefühl, das ihn unbewußt und unwillkürlich das Richtige treffen ließ.

Ie leichter es ihm aber wurde, seine Gedanken in dichterische Formen zu kleiden, desto mehr Gefallen fand er an dieser Beschäftigung und desto weniger war er aufgelegt zu ernster, geregelter Thätigkeit. Er sollte die lateinische Sprache erlernen, allein nach zweijährigem Unterricht verstand er ebenso wenig davon als beim Beginn desselben. Da halfen keine Bitten, keine Ermahnungen, keine Drohungen; selbst Schläge fruchteten nichts. Freilich war sein Vater, welcher, wenn er seine Amtsgeschäfte als Prediger verrichtet hatte, gern in Ruhe seine Pfeife rauchte, zu bequem, um sich gehdrig mit dem Knaben abzugeben; aber an ihm allein lag die Schuld sicherlich nicht; denn ebenso wenig lernte Bürger, als er zu einem benachbarten Pfarrer geschickt wurde, der für seine Kinder einen Hauslehrer angenommen hatte. Der Unterricht desselben war an ihm verloren. Nur seine Augen haften auf dem Buche, mit dessen Hülfe er die Anfangsgründe des Lateinischen sich einprägen sollte; seine Aufmerksamkeit war auf Das gerichtet, was der Lehrer unterdessen den übrigen Schülern zur Erklärung eines alten Dichters sagte. Gleichwohl hatte er nun bereits sein zwölftes Jahr erreicht und da er durch den Willen seines Vaters bestimmt war, einfiel in den Gelehrtenstand einzutreten, so wurde es Zeit für ihn, sich die nöthigen Vorkenntnisse anzueignen. Um es ihm wenigstens nicht an Gelegenheit dazu fehlen zu lassen, brachten ihn seine Ältern 1760 in das Haus seines Großvaters Bauer in Aschersleben und auf die dortige Stadtschule. Auch hier jedoch kam er nur langsam vorwärts, indem er nicht immer Das leistete, was von ihm gefordert wurde. Aber desto schneller entwickelten sich seine poetischen Talente; namentlich hatte er sich eine nicht gewöhnliche Fertigkeit im Abfassen von Spottgedichten erworben, deren Benutzung aber für ihn zuletzt von sehr unangenehmen Folgen war. Als er nämlich einfiel durch ein solches Gedicht den übergroßen Haarbbeutel eines Mitschülers dem allgemeinen Gelächter preisgegeben hatte, so entstand in der Schule eine förmliche Schlägerei, als deren Urheber Bürger so derb gezüchtigt wurde, daß der Großvater nicht nur den Rector verklagte, sondern auch seinen Enkel von der Schule wegnahm und ihn 1762 auf das Pädagogium nach Halle schickte.

Trotz der übeln Erfahrung, die er eben erst in Aschersleben gemacht hatte, konnte er doch auch hier seine muthwillige Laune, der übrigens durchaus keine Bitterkeit und Schadenfreude beigemischt war, nicht zügeln. Zugleich aber zeigte er jetzt mehr Fleiß und Ausdauer im Arbeiten, sodaß er schon nach zwei Jahren hinreichend befähigt war, die Universität in Halle zu beziehen. Gemäß dem Verlangen seines Großvaters, von dem er seit dem Tode seines Vaters (1763) ganz abhängig, widmete er sich anfangs der Theologie und predigte sogar einmal auf einem Dorfe bei Halle; allein dieses Studium war ihm zu sehr zuwider, als daß er es hätte mit Eifer betreiben können. Die meiste Zeit verwendete er auf die Lecture alter und neuer Dichter. Mit Macht warf er sich auf die Erlernung ihrer Sprachen, um sich das Verständniß derselben immer mehr zu eröffnen und leichter zu machen; unablässig beschäftigte er sich mit den schönen Wissenschaften, um ihre Leistungen richtig würdigen und beurtheilen zu können, kurz ein tieferes Eindringen in das Wesen der Poesie

war das Ziel, welches er sich um diese Zeit gesetzt hatte und das er desto leichter und schneller erreichte, je mehr es ihm mit seinen Bestrebungen Ernst war und je mehr er darin von außen her aufgemuntert und unterstützt wurde. Der Mann, dem er in dieser Beziehung besonders viel zu verdanken hatte, war der Geheimrath Kloß, Professor der Beredsamkeit in Halle. Der Einfluß, den dieser auf den Jüngling ausübte, war unendlich groß, nicht allein im Guten, sondern leider auch im Bösen. Kloß hatte die leichtesten moralischen Grundsätze und sein Leben war denselben vollkommen angemessen. Es kostete ihm wenig Mühe, das Herz Bürger's, dessen größter Fehler Mangel an Stärke und Festigkeit des Willens war, zu vergiften und ihn selbst in sein sittenloses Leben mit hineinzuziehen. Ihm zumeist fällt das namenlose Elend zur Last, in welches unser Dichter freilich nicht ohne eigene Schuld gerieth; ihm vorzüglich hat es dieser zuzuschreiben, daß er später als Mensch den Tadel, ja die Verachtung so vieler sich zuzog, die kaum durch das Mitleid, das man dem Unglücklichen nicht versagen konnte, in etwas gemildert wurde.

Dem Großvater konnte das gefährliche Treiben des Enkels nicht lange verborgen bleiben und er rief ihn, als er davon hörte, erzürnt von Halle zurück. Bald aber ließ er sich wieder von ihm besänftigen und erlaubte ihm sogar, das Studium der Theologie aufzugeben und sich in Göttingen der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen. Bürger bezog die dortige Universität 1768. Anfangs arbeitete er fleißig auf seine zukünftige Bestimmung hin und führte dabei ein ordentliches, geregeltes Leben; allein kaum war ein halbes Jahr verfloßen, als er durch die Verbindung, in der er mit der Schwiegermutter des Professors Kloß als deren Hausgenosse stand, von neuem auf den eben erst verlassenem Irpfad zurückgeleitet wurde. Es fehlte ihm an Kraft, die Gaukelbilder seiner leicht erregbaren Phantasie zurückzudrängen, an Willensstärke, den Reizen der Sinnenlust und den süßen Lockungen arger Verführungskünste männlich zu widerstehen. Je mehr er versucht wurde, desto weniger kämpfte er gegen die Versuchung, und vielleicht würde er gänzlich verloren gewesen sein, wenn ihn nicht die Noth aus seinem Laumal aufgerüttelt hätte; denn er war damals bereits in einer Lage, daß selbst seine besten Freunde nahe daran waren, sich für immer seinem Umgange zu entziehen. Es war also in der That ein großes Glück für ihn, daß ihm sein Großvater, aufgebracht über den schlechten Wandel, welchen er führte, die bisherige Unterstützung entzog. Dies wirkte. Die Sorge für seinen Unterhalt ließ ihm keine Zeit mehr, seine Tage und Nächte auf die gewohnte Weise hinzubringen; sie verdrängte die unlauteeren Vorpiegelungen seiner Einbildungskraft und richtete seinen Geist auf ernstere und würdigere Gegenstände. So riß er sich denn aus den Armen des Lasters los und weihete sich wiederum ganz den Wissenschaften, namentlich aber der Dichtkunst. Gerade um diese Zeit bildete sich in Göttingen jener unter dem Namen des Hainbundes bekannte Verein von jungen, für deutsche Kunst hochbegeisterten Männern, welcher auf unsere Nationalpoesie einen so tiefen und nachhaltigen Einfluß ausübte. Zuerst bestand er nur aus einigen wenigen Studirenden, deren Namen theilweise vergessen sind. Hierher gehören Biester, von Kielmannsegge, Sprengel und Andere, vor Allen aber Boje, Bürger's bester und treuester Freund; später, seit 1771, traten auch noch Wolf, Hölty, Müller, die Grafen von Stolberg, Leisewitz, Cramer und Mehre hinzu. Gemeinschaftlich mit ihnen las Bürger die besten Muster der Alten und der Neuern und zwar im Original;

denn er verstand nicht nur Griechisch und Lateinisch, sondern war auch des Französischen, Englischen und Italienischen mächtig; ja selbst im Spanischen hatte er es so weit gebracht, daß er, durch eine Wette veranlaßt, eine Novelle in dieser Sprache abzufassen versuchte und glücklich zu Stande brachte. Außer der Lecture fremder Erzeugnisse beschäftigte die Glieder des Vereins bei ihren Zusammenkünften auch noch die Mittheilung und gegenseitige Beurtheilung ihrer eigenen Producte; eine Einrichtung, welche nicht nur dazu diente, zu immer wiederholten Versuchen auf dem Gebiete der Dichtkunst anzuspornen, sondern auch, da die Kritik mit wissenschaftlicher Strenge ausgeübt wurde, auf Gehalt und Form der Leistungen selbst höchst wohlthätig einwirkte. Bürger's „Lied an die Hoffnung“ und seine „Nachtfeier der Venus“ geben Zeugniß davon, wie großen Gewinn er aus den gemeinschaftlichen Übungen des Bundes zog, der übrigens bald, namentlich seit 1770, auch öffentlich hervortrat. In diesem Jahre nämlich gaben Götter und Boje nach französischem Muster den ersten deutschen Musenalmanach heraus, welcher mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, daß Boje das Unternehmen fortzusetzen beschloß. Von nun an wurde dieser Almanach der Sprechsaal für den göttinger Dichterverein, und auch viele von Bürger's Liedern wurden hier zuerst abgedruckt. Andere erschienen einzeln, wie das Gedicht: „Herr Bacchus ist ein braver Mann“, das erste, welches von ihm veröffentlicht wurde.

Bürger befand sich indes in einer sehr traurigen und dürftigen Lage. Unfähig, die alten Schulden zu bezahlen, sah er sich vielmehr, seitdem er keine Unterstützung mehr erhielt, genöthigt, neue zu machen. Lange waren seine Bewerbungen um ein Amt fruchtlos, bis er endlich 1772 durch Boje's Vermittelung von dem Herrn von Uslar die Stelle eines Justizbeamten im Gerichte Alten-Sleichen erhielt. Als sein Großvater dies hörte, söhnte er sich wieder mit ihm aus und zahlte sogar die geforderte Cautionssumme für ihn; allein da er dies Geld ihm selbst zu übergeben Bedenken trug, so legte er es in die Hände des Hofraths Liske zu Gelliehausen, bei dem er es am sichersten aufgehoben glaubte. Dieser Mann aber, der Bürger'n lange Zeit unter der Maske der Freundschaft zu täuschen wußte, eignete sich einen großen Theil jener Summe an, sodasß der arme Dichter mehr als 700 Thlr. durch ihn verlor und seine Vermögensumstände in eine Lage gebracht sah, die er nie wieder zu verbessern im Stande war. In seiner neuen Stellung befand er sich übrigens nicht wohl, denn die Beschäftigungen, welche damit verbunden waren, sagten ihm nun einmal durchaus nicht zu. Sobald er sich daher einige freie Stunden machen konnte, that er es, um seinen Hang zur Poesie zu befriedigen. Besonders lieb gewann er jetzt jene Gattung von Gedichten, in der er sich später den meisten Ruhm erwarb, die Ballade und Romane. Einer seiner ersten Versuche auf diesem Felde, „Lenore“, war zugleich sein Meisterwerk. Die Idee zu diesem Gedichte, welches keineswegs Nachahmung eines englischen Musters ist, faßte er, als er einst ein Bauerndädchen bei Mondschein singen hörte:

Der Mond der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Heins Liebchen, graut dir nicht?

Sogleich bei seiner Zurückkunft setzte er einige Strophen auf und als er es vollendet hatte, las er es im Kreise seiner Freunde vor. Der Eindruck, den es auf diese machte, konnte nicht stärker sein. Als Bürger die Worte las:

Rasch auf ein eisern Bitterthor
Ging's mit verhängtem Zügel;
Mit schwanker Herr' ein Schlag davor
Zersprengte Schloß und Riegel

und dabei mit seiner Reitgerete an die Thür des Zimmers schlug, sprang Friedrich von Stolberg mit allen Zeichen des Entsetzens von seinem Stuhle auf. Jetzt glaubte Bürger selbst, der anfangs wegen der ungewöhnlichen Form des Gedichts keinen guten Erfolg erwartet hatte, daß es doch nicht ohne Werth sein möge. Es wurde allenthalben mit unerhörtem Beifall aufgenommen, mit einem Beifall, der in solchem Grade kaum noch einem andern Erzeugnisse ähnlicher Art zu Theil geworden ist.

Bürger ging auf dem so glorreich betretenen Pfade weiter und erntete noch manchen Lorber. „Den Raugraf“, „Die Weiber von Weinsberg“, „Die Entführung“, „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ und vor Allem das herrliche „Lied vom braven Manne“ dichtete er noch während seines Aufenthalts auf dem Lande, welcher im Ganzen zwölf Jahre dauerte. Zuerst wohnte er in Gelliehausen beim Hofrath Liske, seit 1774 aber in Wöllmershausen. Der Grund dieser Wohnungsveränderung lag theils in einer zwischen ihm und Liske entstandenen Mißhelligkeit, theils aber und vorzüglich in seiner Verheirathung. Obgleich er nämlich bei seinem geringen Gehalte kaum genug besaß, um für sich allein anständig zu leben, so glaubte er doch einer tüchtigen Hausfrau nicht länger entbehren zu können. Eine solche hoffte er in der ältesten Tochter eines benachbarten hannoverschen Beamten, Leonhart in Niedeck, gefunden zu haben, und ohne weiteres Bedenken führte er sie im September des gedachten Jahres als seine Gattin heim. Dieser Schritt, den er nicht aus Liebe und Zuneigung, sondern mehr aus äußern Rücksichten that, war sein Verderben in jeder Beziehung; denn noch ehe ihm seine erwählte Braut angetraut worden war, hatte sein Herz die glühendste Liebe gefaßt, die um so gefährlicher für sein neues Verhältniß sein mußte, da ihr Gegenstand Niemand anders war — als die jüngere Schwester seiner nunmehrigen Gattin. Wäre er klug und vorsichtig genug gewesen, so würde er lieber das mit der ältern Schwester eingegangene Verlöbniß gebrochen, als ihr und sich selbst so großen Kummer bereitet haben; hätte er Manneskraft genug besessen, so würde er seine beklagenswerthe Leidenschaft für die jüngere Schwester überwunden oder wenigstens in sich verschlossen haben; aber zu dem Einen war er zu wenig klug oder zu gewissenhaft, zu dem Andern zu schwach, und so entstand denn eine Beziehung zwischen diesen drei Personen, die für Alle gleich unglücklich sein mußte. Lange zwar kämpfte Bürger mit sich selbst und mit seiner Leidenschaft, allein es gelang ihm nicht, sie zu besiegen. Die Versuchung war zu groß. Er selbst schildert seinen damaligen Seelenzustand in der schönen Elegie: „Als Molly (unter diesem Namen feierte er seine Auguste) sich losreißen wollte“, mit furchtbaren Farben und läßt uns einen Blick in sein von Liebe verzehrtes Herz thun, der uns mit Schauern, aber zugleich mit Mitleid erfüllt. Wie hätte sie, die von demselben Gefühle durchdrungen war, seiner Flammenglut widerstehen sollen? Bürger ist gerecht genug, alle Schuld auf sich allein zu nehmen. Er sagt in einem Briefe an Boje: „Wie nur irgend ein sterblicher Mensch ohne Sünde sein kann, so war sie es; und was sie je in ihrem Leben Unrechtes gethan hat, das steht allein mit und meiner heißen, flammenden, Alles verzehrenden Liebe zu Buche. Wie wäre es möglich gewesen, dieser bei eben so hinreißenden Gefühlen auf ihrer Seite zu widerstehen? Und dennoch, den-

noch hat sie ihr Jahre lang unter den stärksten Prüfungen widerstanden; dennoch ist sie ihr endlich nur auf eine Art unterlegen, die auf die höchsteste weibliche Unschuld und Keuschheit auch nicht ein Fleckchen zu werfen vermag." Die Welt erfuhr das Verhältniß, in welchem Beide zueinander standen, bald; um so weniger konnte es der Gattin Bürger's verborgen bleiben, aber sie ertrug es mit einer Großmuth und Resignation, die ebenso selten sein möchte, wie glücklicherweise das Verhältniß selbst, in welchem sie geübt wurde.

(Der Beschluß folgt in Nr 461.)

Das Pfennig-Magazin

für

Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

461.]

Erscheint jeden Sonnabend.

[Januar 29, 1842.

*) Vergl. über Murillo Nr. 87 des Pfennig-Magazins.

Gottfried August Bürger.

(Beschluß aus Nr. 460.)

Der verzweiflungsvolle Zustand, worin sich Bürger durch diese Umstände versetzt sah, wurde noch unerträglich durch hinzutretende Nahrungsforgen, die mit der Vergrößerung seiner Familie gleichmäßig sich vermehrten. Um nur nicht zu darben, sah er sich genöthigt, einen Theil seiner dichterischen Kraft an Übersetzungen zu ver-

schwanden. Er verdeutschte um diese Zeit einige Gesänge der Homerischen „Iliade“, Shakspeare's „Macbeth“, einige Stücke Ossian's und Anderes. Im J. 1778 übernahm er die Herausgabe des „Mufenalmanachs“ und in demselben Jahre ließ er die erste Sammlung seiner Gedichte erscheinen. Aber wie unzureichend und ungenügend dies Alles war, seine Lage zu verbessern, beweist der Umstand, daß er sich an den König von Preußen mit der Bitte wendete, ihm eine seinen Fähigkeiten angemessene Stelle in seinen Staaten zu ertheilen. Der König war auch nicht abgeneigt, da aber nicht gleich eine passende Stelle erledigt war, so blieb die Sache ruhen und Bürger veräumte es, sich später wiederum zu melden. Dagegen machte er im J. 1780 den Versuch, sich und seiner Gattin durch Betreibung von Landwirthschaft größere Bequemlichkeit zu verschaffen. Er pachtete deshalb ein Gut in Appenrode; allein da weder er noch seine Gattin hinreichende Kenntnisse und Freigebung zu solchen Beschäftigungen hatte, so sah er sich schon 1783 genöthigt, das Unternehmen wieder aufzugeben, nachdem er dabei einige tausend Thaler, den größten Theil Desjenigen, was ihm als Erbe von seinem Schwiegervater zugefallen war, eingebüßt hatte. Dieser Verlust machte ihm aber beinahe noch nicht den Kummer, den ihm eine böswillige Verleumdung verursachte. Eben jener Liste, welcher ihn schon um eine bedeutende Summe betrogen hatte, wußte es bei einem Gliede der Uslar'schen Familie so weit zu bringen, daß Bürger bei der hanoverschen Regierung förmlich der Vernachlässigung seiner Amtsgeschäfte angeklagt wurde. War nun auch seine Amtsführung nicht ganz von Fehlern frei gewesen, so waren diese doch in jener Anklage so sehr übertrieben und durch erlogene vermehrt worden, daß es ihm ein Leichtes war, die ihm gemachten Beschuldigungen abzuweisen. Er verteidigte sich mit Würde, reichte aber zugleich, im Innersten verletz, seine Entlassung ein, welche er denn auch erhielt.

In demselben Jahre, wo sich dies ereignete, verlor er seine Gattin. Konnte es ihm nun auch einerseits nicht unlieb sein, von den qual- und martervollen Fesseln befreit zu werden, in denen er zehn Jahre lang geschmachtet hatte, so war doch seine Trauer, die er bei diesem Todesfalle bewies, keine erheuchelte; denn hatte er die Verstorbene auch nicht geliebt, so hatte er ihr doch seine Achtung nicht versagen können, und diese folgte ihr auch in ihr Grab.

Bald nach ihrem Tode zog Bürger nach Göttingen, wo er fürs erste durch Privatunterricht und durch Vorlesungen so viel verdienen zu können glaubte, als er zu seiner und seiner Kinder Erhaltung bedurfte; später hoffte er eine Professur und einen Gehalt von der Regierung zu erlangen und nebenbei durch seine schriftstellerische Thätigkeit sich Einiges zu erwerben. Sogleich nachdem er sich in Göttingen niedergelassen hatte, begann er seine Vorträge, die aber nicht stark besucht wurden, so sehr er sich auch bemühte, es ihnen an Gediegenheit und Interesse nicht mangeln zu lassen. Im J. 1785 heirathete er seine „Auserwählte“, mit der sein Herz schon seit zehn Jahren auf das engste verbunden war. Was er damals empfand, wie glücklich, wie unendlich glücklich er sich fühlte, das bezeugen seine Lieber, vor Allem sein „Hohes Lied an die Einzige“. Aber ach! sein Glück war nur von kurzer Dauer. Schon im Januar 1786 starb seine angebetete Auguste, nachdem sie kurz vorher von einer Tochter entbunden worden war. Unmöglich läßt sich der Schmerz des armen Dichters beschreiben; fast erreichte er die Höhe der Verzweiflung, wie sie in „Lenore“ so herzzerreißend geschildert ist. Bür-

ger war taub für den Trost seiner Freunde. Immer klang es in seiner Seele wieder: „— hin ist hin, verloren ist verloren!“ Der Tod erschien ihm als das Wünschenwertheste. Er sang:

Wehe mir! seitdem du schwandest, trug
Bitterkeit mir jeder Tag im Munde,
Honig trägt nur meine Todesstunde.

Eine Reise, die er nach Brüssel unternahm, zerstreute ihn nur wenig; sein Muth, seine Kraft, seine Gesundheit waren dahin. Was ihm noch davon übrig blieb, raffte er zusammen, um für die Zukunft seiner Kinder zu sorgen, die er zu seinem großen Kummer hierhin und dorthin zu Verwandten schicken mußte. Er begann seine Vorlesungen aufs neue und widmete sich ihnen mit noch mehr Anstrengung, nachdem er 1787 seine Gesundheit durch eine Cur in etwas gebessert hatte. Auch erhielt er in demselben Jahre das Ehrendiplom der philosophischen Doctorwürde und zwei Jahre nachher eine außerordentliche Professur, aber ohne Gehalt. In- des hatte er doch nun die Aussicht auf einen solchen, und diese erregte in ihm den Wunsch, seine geliebten Kinder wieder um sich versammelt zu sehen, zumal da auch im übrigen seine Vermögensumstände jetzt besser waren als vorher. Unmöglich jedoch konnte er seinen Wunsch befriedigen, wenn er sich nicht zu einer neuen Ehe entschloß, um den Kleinen eine Mutter zu geben. Schon durchmusterte er daher seine Umgebung, ein Wesen suchend, das diese Stelle würdig vertreten könnte, als er von Stuttgart aus ein Gedicht empfing, worin ihm ein dem Anscheine nach edles und gebildetes Mädchen Herz und Hand anbot. Er scherzte anfangs über diesen auf so sonderbare Weise gemachten Antrag; aber als ihm die Dichterin von mehreren Seiten als sehr reizend geschildert wurde, so antwortete er ihr zunächst wiederum durch ein Gedicht. Diese Antwort gab Veranlassung zu weitem Unterhandlungen, welche endlich damit schlossen, daß er 1790 sein „Schwabenmädchen“ (eine geborene Hahn) sich antrauen ließ. Allein statt der gehofften glücklichen Tage fand er schon nach wenigen Wochen nur Verdruß und Kummer. Die häuslichen Zwistigkeiten, welche der unverträgliche Charakter seines Weibes hervorrief, nahmen immer mehr überhand, sodaß sich endlich Bürger nach Verlauf von zwei Jahren genöthigt sah, das lästige Band wieder lösen zu lassen, welches er mit so großen Hoffnungen geknüpft hatte. Die Geschiedene trat später in mehreren Städten, wie in Dresden, Hamburg und anderwärts, als Schauspielerin auf.

Die Gesundheit unsers Dichters, welche schon seit dem Tode seiner unvergeßlichen Molly bedeutend gelitten hatte, war durch seine unseligen häuslichen Verhältnisse noch mehr erschüttert worden. Auch seine Vermögensumstände waren schlechter als jemals. Das Einzige, was er noch besaß, war sein Ruhm, aber auch dieser sollte ihm geschmälert werden. Freilich konnte dies nicht gelingen, selbst einem Schiller nicht; denn dieser war es, der in einer Recension der Bürger'schen Gedichte, welche er 1791 in die „Jenaische Literaturzeitung“ einrückte ließ, nicht aus Verkleinerungssucht oder Neid — denn diese waren seinem edlen Herzen stets fremd —, sondern aus einem beklagenswerthen Irrthume in der That ein höchst verlegendes Urtheil fällte. Allerdings sagte er manches Wahre und brachte manchen Tadel vor, der Bürgern wirklich treffen mußte; allein weder der Maßstab selbst, den er an dessen Gedichte anlegte, noch auch die Art und Weise, wie er ihn anlegte, läßt sich rechtfertigen, obgleich Schiller auch späterhin noch bei seiner einmal ausgesprochenen Meinung verharrte.

Wie tief und schwer Bürger durch diese Kritik, die ihm sogar alle Bildung abzusprechen schien, verletzt wurde, beweist seine heftige, leider würdelose Gegenkritik, die er selbst nachher verdammt und nicht geschrieben zu haben wünschte. Von nun an hatte er an nichts Freude mehr. Schwermüthig und in sich gekehrt schloß er sich oft Monate lang auf seinem Studirzimmer ein, sodasß selbst seine besten Freunde kaum Zutritt zu ihm erhalten konnten. Im Anfange des Jahres 1792 zog er sich durch Erklärung eine Heiserkeit der Stimme zu, die ihn, weil er nicht in Zeiten auf ihre Entfernung bedacht gewesen war, bis zum Tode nicht wieder verließ. Doch dieser war nicht mehr fern. Im October 1793 verfiel Bürger in ein Fieber, welches mit heftigen Seitenschmerzen verbunden war. Nur auf kurze Zeit genas er. Bald stellten sich Brustleiden ein und es zeigten sich nach und nach alle Symptome der Lungenschwindsucht, welche auch am 8. Juni 1794 seinem Leben ein Ziel setzte, nachdem die Regierung noch durch ein unerbetenes Geschenk kaum den äußersten Mangel von seinem Krankenlager entfernt hatte. Er starb in so großer Armuth, daß sein Besizthum nicht hinreichend war, die von ihm gemachten mäßigen Schulden zu bezahlen.

Als Dichter, namentlich als Balladen- und Romanzendichter, ist Bürger fast unübertroffen; nur da steht er seinem großen Gegner, Schiller, unbedingt nach, wo er, um sich dem Volkstone mehr anzuschließen, in eine minder edle oder spielende Ausdrucksweise verfällt, was ihm freilich nicht selten begegnet ist. Auch als lyrischer Dichter behauptet er einen hohen Rang. Seine „Elegie, als Molly sich losreißen wollte“, sein „Hohes Lied an die Einzige“ und andere seiner Lieder werden unvergängliche Denkmäler wie seiner Leiden und Freuden, so auch seiner hohen dichterischen Kraft und Fülle bleiben. Seine Sonette gehören zu dem Besten, was in dieser Gattung bisher geliefert worden ist. An Bildereichthum und prachtvollem Fluß der Sprache übertrifft ihn Keiner; nur Schiller steht auch hierin mit ihm auf gleicher Stufe. Alles Dies zusammengenommen sichert ihm einen unsterblichen Ruhm. Das Volk, und nicht etwa der ungebildete Theil desselben, wird ihn stets und mit Recht seinen Lieblingsdichtern beizählen und seine Lieder auswendig lernen.

Als Mensch verdient Bürger freilich mehr unser Mitleid als unsere Achtung. Mangel an Energie des Willens war sein Hauptfehler, der um so traurigere Früchte für ihn tragen mußte und wirklich trug, je lebhafter seine Phantasie und je reizbarer seine Sinnlichkeit war. Er liebte das Gute aufrichtig, aber er war oft zu schwach, es zu vollbringen, und ließ sich im Gegentheil von seiner Leidenschaft zu Vergewungen hinreißen, die er schrecklich genug gebüßt hat. Viele, welche seine Schwachheit verdammten, würden vielleicht in seiner Lage schon nach geringerem Gegenkampfe unterlegen sein. Seine Fehler sollen nicht entschuldigt oder beschönigt werden, ungeachtet aber wäre es, wenn man seine Tugenden darüber vergessen wollte. Bürger selbst freilich legt keinen großen Werth auf sie. In der „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will“, worin er dem Schwabenmädchen seinen Charakter mit rührender Aufrichtigkeit schildert, sagt er unter Anderm: „Da ich zu wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen loszureißen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegenüberliegenden, von mir selbst erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzustreben, so muß ich wol mein wirkliches Gute nur für das Product eines unterstützenden Temperaments halten. So glaube ich z. B. nicht, daß ich grob, beleidigend, hämisch, bos-

haft, zänklisch, unverföhnlich, rachgierig u. s. w. bin, aber warum bin ich nicht? Etwa weil ich das Alles für Unrecht, das Gegentheil aber für Pflicht halte? Ach, das thu' ich freilich, aber darum meide ich wol nicht jene Laster und übe die entgegengesetzten Tugenden aus, sondern vielleicht nur darum, weil mein träges und weiches Temperament Frieden und Ruhe liebt.“ So irrig diese Ansicht auch ist, so müssen wir doch in der ganzen Schilderung die Offenheit bewundern, welche Bürger hier an den Tag legt. Aber noch mehr. Hätte er nicht folgerichtig sich auch bei seinen Fehlern auf sein Temperament berufen können, um sie zu entschuldigen? Gleichwol that er es nicht, und es wäre deshalb unbillig, wenn wir seine Tugenden einzig und allein auf Rechnung seiner Gemüthsstimmung setzen wollten. Zu diesen Tugenden gehört seine überaus große Herzengüte und sein unbegrenztes Wohlwollen gegen Alle, selbst gegen Die, welche ihm feindlich gegenübergetreten waren. Als jener Hofrath Liske, der ihn um sein Geld, um sein Amt, beinahe um seine Ehre gebracht hatte, später, in Mangel und Elend versunken, sich an Bürger mit der Bitte um Unterstützung wendete, gab dieser nicht nur selbst, was er vermochte, sondern er veranlaßte auch Andere, dem Unglücklichen beizustehen. Gewiß ein edler Zug! Überhaupt war Bürger gefühlvoll für Anderer Noth und dabei im höchsten Grade dienlich und gefällig. Die Bescheidenheit, welche er in seinem „Blümchen Wunderhold“ so trefflich zu schildern wußte, war ihm stets eigenthümlich, obgleich er auch seines Werthes sich immer bewußt blieb. Die Trägheit, die man ihm zum Vorwurf gemacht hat, besaß er durchaus nicht, wenigstens nicht in seinen reifern Jahren, in denen er vielmehr anhaltend und unverdrossen arbeitete. Das Gute, was er an Andern fand, erkannte er freudig an, auch wenn er für seine Person sich desselben nicht rühmen konnte. Seine Fehler suchte er nicht zu bemänteln, wol aber machte er sich ihretwegen oft die stärksten Vorwürfe, ohne jedoch die Kraft in sich zu finden, sie abzulegen. Zu bemerken ist noch eine Eigenthümlichkeit an ihm, die sich zwar aus seinem Jugendlieben und seiner ganzen Geistesrichtung erklären läßt, aber immerhin etwas sonderbar erscheint. Es ist dies sein Glaube an Gespenster und Spukereien und seine Furcht vor ihnen, deren er durchaus kein Hehl hatte, indem er behauptete, es liege gewissermaßen in der menschlichen Natur, abergläubisch zu sein. Dies war der Charakter eines Mannes, dessen dichterische Erzeugnisse unsere Bewunderung, dessen Schwachheiten unsere Nachsicht, dessen herbes Geschick unsere innigste Theilnahme in Anspruch nehmen.

Sein Äußeres schildert Bürger in der schon angeführten „Beichte“ selbst. Er schreibt: „Ich bin am ganzen Körper weit schwächer und magerer, als mein Gesicht vermuthen läßt. Ich habe dunkelblondes Haar und blaue Augen. Von den letztern pflegten bisher Weiblein und Mädglein, bei denen ich, Gott weiß warum, bis auf den heutigen Tag niemals übel geitend gewesen bin, eben nicht nachtheilig zu urtheilen. Überhaupt soll ich bis unter die Nase herab, selbst nach Malerurtheil, nicht uneben gebildet, der Mund aber soll ganz verzweifelt häßlich sein. Mir selbst kommt nun weder der Mund so excessiv häßlich, noch Nase, Stirn und Augen besonders schön vor.“

Nicht lange nach seinem Tode wurde Bürger auf Veranlassung seines Freundes Althof im Ulrich'schen Garten in Göttingen ein einfaches Denkmal gesetzt.